



Sabine Zurmühl

Überblick: Unsere Sprache verrät oft mehr, als wir sagen wollten, und unser Habitus verrät oft mehr, als wir zeigen wollten. Sicherheit, Sprachfertigkeit, Offenheit, Rücksichtnahme und Herzlichkeit – all dies wird in der Mediation ab dem ersten Moment von den Mediator_innen erwartet. Das Gesicht zeigen und nicht verlieren, eine gute Figur machen wollen beide Seiten – die bella figura.

Keywords: Sprache, Professionsprache, Herkunftssprache, Klassenunterschiede, Status.

Bella Figura und Klassenunterschiede –

sich zeigen und sich tarnen in Sprache und Habitus

Die französische Dramatikerin Yasmina Reza hat im Frühjahr 2015 ein neues Stück geschrieben: „Bella Figura“ heißt es und spricht an, worum jeder Mensch im Hinblick auf sein Umfeld bemüht ist, eine „gute Figur“ abgeben, sich nicht blamieren, sich nicht zu sehr ins Herz schauen lassen, wenn es brenzlich wird. Auch Mediator_innen wollen eine gute Figur machen, wollen/müssen professionell bestehen bei der oft sehr intimen Arbeit mit den Mediant_innen, die von uns Stärke, Kräftigung, Klärung und Zugewandtheit erwarten.

Dabei sind mehrere Systeme gleichzeitig aktiv und müssen zur Synchronizität, zur Harmonisierung, zur „Passung“ (Fröse/Bauer) bzw. „Abstimmung“ (Pierre Bordieu) gebracht werden: die gesprochene Sprache, das in der Mediation ausschlaggebende Medium, wie sie Mediant_innen und Mediator_innen zur Verfügung steht. Und weiters die gezeigte Person, der Habitus in Kleidung, Bewegung, Mimik. Beide Bereiche sind jeweils deutlich oder auch verdeckt gewissen Milieus zuzuordnen, die ersten Momente der Begegnung entfalten in der Regel den ganzen Fächer der Wahrnehmung im Hinblick auf das Gegenüber.

Das Besser oder Schlechter, die Unterwerfung oder der Führungsanspruch

Vielschichtig und wunderbar und verbindend und erbarungslos verräterisch ist unsere gesprochene Sprache.

Sie zeigt letztlich die Klassenzugehörigkeit, den sozialen Status, Bildung, Selbstreflexionserfahrung, Selbstliebe, Sicherheit und Unsicherheit.

Bereits mit dem ersten Moment der Begegnung für eine Mediation geschieht in der Regel das wechselseitige Einschätzen und die innere Hierarchisierung. Das Mehr oder Weniger, das Höher oder Tiefer, das Besser oder Schlechter greift sofort und stellt damit im besten Falle auch eine Klarheit und Ruhe her. Im ungünstigen Falle regen sich Empfindungen des Defizits und der sozialen / persönlichen Unterlegenheit oder Überlegenheit. Hier wirken Kriterien wie Bildung, gute Manieren, Weltläufigkeit, Umgangsformen, Entspanntheit, Gelassenheit, Geduld und Ungeduld, das Verbergen innerer Bewegtheit und Anspannung, eine Unterwerfung oder ein Führungsanspruch.

Der Wiener Psychoanalytiker und wirklich sehr weise Mann Erwin Ringel sei hier zitiert: „Der Außenminister Frankreichs, Talleyrand, ein großartiger Diplomat, hat einmal gesagt: ‚Worte sind dazu da, die Gedanken zu verbergen.‘“ Und Ringel fährt fort: „Was in der Politik sinnvoll sein mag, ist aber für das menschliche Zusammenleben eine Katastrophe. Trotzdem haben wir uns eine Sprache angewöhnt, die aus Phrasen und Formeln besteht. Wir haben zu reden gelernt, ohne Gefühle äußern zu dürfen (zu müssen) und damit verlernt, sie ausdrücken zu können, wir verstecken uns also vor den

anderen. Sprachnot hat in diesem Sinne Entfremdung und Isolation zur Folge.“¹ Diese Situation ist für große Teile des Alltags, auch des üblichen Berufslebens, wahrscheinlich eine richtige Beschreibung.

» Die versteckende Sprache, die Heuchelei, die halb hingebogenen Wahrheit ist ja in der Mediation oft das „Futter“ der Gespräche.

Was schwingt in einem halb hingeworfenen Satz mit an Vorwurf, Erfahrung, Wunsch?

Sprache als Schutz und Camouflage

Mit Sprache und Habitus kann man das ehrlichste Gesicht seiner Person zeigen und sich damit aber auch verletzbar machen, durchschaubar, ungeschützt. Dies gilt immer für Klient_innen wie für Mediator_innen. Sprache und Habitus sind deshalb auch Schutzmäntel, Angebote, sich nicht voll zu zeigen oder auch absichtsvoll zu verstecken. Das aber gelingt in der Regel nur unzureichend, feine Ohren und scharfe Augen entdecken schnell das Aufgesetzte, Angenommene, die Camouflage.

Nichts klebt so unauslöschlich und mitunter unbarmherzig an uns, wie die Sprache unserer Kindheit und der biographische soziale Hintergrund unserer Herkunftsfamilien. Das „S“, wie es in Berlin Neukölln in den ärmeren Gegenden ausgesprochen wird, bleibt erhalten, egal, welchen sozialen Aufstieg jemand geschafft haben. Das „R“ der Wiener Arbeiterbezirke, der Kampf mit Dativ und Genitiv. Oder die gelassene Sprache und der abwartende Bewegungsduktus der Oberschicht. Beide Seiten, Mediator_innen und Klient_innen haben ihre soziale Kennung und der Abstand darf sozial nicht zu weit sein, sonst kommt eine Synchronizität u.U. kaum zustande.

In meiner Erfahrung als Mediatorin habe ich über viele Jahre in einer Beratungsstelle Mediant_innen erlebt, die Sozialhilfeempfänger waren oder Postangestellte oder Freiberufler_innen, junge Eltern und Menschen im Rentenalter. In der privaten Praxis wiederum begegneten mir eher höher qualifizierte Paare oder Mehrgenerationskonstellationen; bei adeliger Klientel war es für mich aufgrund des sozialen Unterschieds doch auch manches Mal mit Anspannung und innerer Unfreiheit verbunden.

Zeig dich, schäm' dich nicht!

In der Mediationsausbildung haben wir versucht, unseren Auszubildenden beizubringen: zeig dich. Steh zu

deinem Körper, zu deinen Bewegungen, wie du sitzt, sowieso, aber auch, wie du aufstehst, wie du sprichst oder an der Flipchart etwas schreibst. Versteck dich nicht, schäm' dich nicht, versuche, dich frei und offen zu zeigen mit deinen Stärken und Schwächen. Es wäre dies der Habitus einer zugewandten Person, die in sich so sicher ruht, dass sie für die Themen ihrer Klienten Energie, Kraft und Aufmerksamkeit übrig hat. Diese Person ist nicht mit eigenen Problemen ablenkend belastet, sondern sie hat Schultern und Sprache für die Fragen Dritter. Diese Person im Habitus tatsächlich zu sein und dies nicht nur zu behaupten, ist meiner Einschätzung nach eine der wichtigsten Aufgaben in der Ausbildung zum/zur Mediatorin.

Hoch- und Tiefstatus auf dem Theater und in der Mediation

Schauspieler unterscheiden in der Einteilung ihrer Charaktere zwischen Hoch- und Tiefstatus und weisen in der Regel dies als Charakteristikum zu. Der ist ein klassischer Tiefstatusspieler, die eine typische Hochstatusspielerin. In der ersten Begegnung wird ebendies sofort bemessen. In einem Handbuch für Schauspieler von Keith Johnstone heißt es: „Zuschauer genießen es, wenn ein Gegensatz besteht zwischen dem gespielten und dem sozialen Status. Wir freuen uns immer, wenn der Landstreicher für den Boss gehalten wird und der Boss für einen Landstreicher ...“

» Chaplin spielte am liebsten denjenigen, der ganz unten steht in der Rangordnung, um dann alle herabzusetzen.“²

Derjenige, der sich im Hochstatus befindet, muss den anderen nicht anschauen, er kann darauf warten, angeschaut zu werden als der, von dem Wichtiges erwartet wird, während der Tiefstatus-Inhaber den Blick des Gegenübers sucht. Hochstatus geht auch oft einher mit langsamen Bewegungen oder gänzlicher Ruhe, abwar-

1) Erwin Ringel: Eine neue Rede über Österreich. In: Die österreichische Seele. Zehn Reden über Medizin, Politik, Kunst und Religion. Neuauflage der Originalausgabe von 1984 bei Buchverlage Kremayr & Scheriau. Wien 2005, S. 18 f.

2) Keith Johnstone: Improvisation und Theater. Alexander Verlag Berlin 1993, S. 57

ten können, während der Tiefstatus durch Unruhe, Heftigkeit von Bewegungen wirken kann. Diese Verhaltensweisen sind per se nicht gut oder schlecht und sie können auch, je nach Empfindung und Thema, innerhalb einer Rolle wechseln. Da, wo Sicherheit vorhanden ist oder, im nächsten Moment zu einem anderen Bereich, Unsicherheit entstanden sein kann.

Die Mediator_innen haben den Vorsprung, das Verfahren zu kennen und sozusagen zu verkörpern, auf das die Klienten sich jetzt erst (hoffentlich) einlassen werden. Diese scheinbare Überlegenheit könnte missverstanden werden als Hochstatus, der vielleicht auch für Momente besteht. Diese Abhängigkeit schaffende Position relativiert sich aber sofort durch das, was die Klienten beizusteuern bereit oder nicht bereit sind. Beide Seiten sind angewiesen auf einander, es besteht eine je wechselnde Abhängigkeit, die sich in einer Balance befinden sollte. Mediator und Medianten wollen mit Gewinn und innerlich unverletzt aus diesem Prozess hervorgehen.

Bei Anspannung kommt der Dialekt durch

Die Sprache kann dabei auch ein Versteck sein, das aber in der Regel nicht durchgehalten werden kann. Ein Dialekt wird oft aberzogen, die Hochsprache ist gewünscht. Die soziale Verortung wird demonstriert am Gebrauch und der Struktur der Sprechsprache. Ostdeutsche Künstler, egal, woher sie stammten, liebten es, demonstrativ den Berliner Akzent zu pflegen und so eine bestimmte soziale Sympathie vermuten zu lassen. Camouflage, Verstellung, sich für eine/n anderen ausgeben ist allerorten möglich, in der Regel aber nur für gesichertes Terrain. Entstehen Unsicherheit und stärkere Emotionen – und dies wird in der Regel für Klient_innen in der Mediation geschehen, – wird der Sprachmodus unserer Herkunftsumstände wieder hervorgerufen, im Schimpfen und Loben, im Grollen und Einlenken, im Gekränktheitsein und im Triumph, wie sie im Gespräch der Mediant_innen untereinander ja allemal vorkommen.

Für Mediator_innen bietet die Sprache sehr viele Fallen: wie verständlich sind die von ihnen gewählten Sprachbilder, dürfen es Vergleiche aus der Antike oder aus der Dramengeschichte sein, vom Umherirren des Odysseus oder der „Gretchenfrage“ aus dem Faust? Sind gleiche Bildungsebenen gegeben, können gute Metaphern oder auch Zitate weiterbringen, vielleicht sogar zum Lachen und zur Entspannung führen, sind die Voraussetzungen nicht gegeben bei den Mediant_innen, kann es zu Unterlegenheitsgefühlen und innerer Distanzierung füh-

ren, also vom Mediationsprozess gerade weg- statt hinzuführen.

Gebildete Klient_innen und ihre Sprachmilieus

Umgekehrt kann dies ebenso der Fall sein: die Klient_innen sind vielleicht deutlich gebildeter als der/die Mediator_in und spüren sofort, ob eine Aussage von ihnen auf Verständnis und Einordnung stößt oder nicht. Da gibt es die Sprache der Universitäten, der Musiker, des Geldes, der Kirchen, des Sportes, die jeweils in einem speziellen Milieu gewachsen und darin aussagekräftig sein können, aber dafür bedarf es eines wissenden Ohres. Das können Mediator_innen nicht für alle Bereiche haben, sie werden Methoden entwickeln müssen, den speziellen Bereich behutsam auf seine Bedeutung für die in der Mediation verhandelte Situation zu erfragen.

Aufgrund des „offenen Zugangs“ zur Mediationsausbildung sind in diesem Berufsstand die unterschiedlichsten Voraussetzungen gegeben. Nicht nur bei der Differenz zwischen juristischen und psychosozialen Quellberufen, sondern im gesamten Feld der Mediationsausübung tummeln sich zur Zeit noch sämtliche Vorbildungsvarianten, vom Lehrlingsberuf bis zu den Akademiker_innen, -Unterschiede, die auch die Chance für Varianten im Umgang mit den Klient_innen, im ausgestrahlten Milieu bieten.

Disziplinierungsversuche und Klassenunterschiede

Wie sieht es z.B. bei Situationen aus, in denen die Mediatorin zu schärferen Tönen greifen möchte oder auch zu Disziplinierungsmaßnahmen, weil in der Mediation herumgeschrien oder gedroht wird o.ä., weil sie eine Grenze ziehen möchte und muss. Welche Möglichkeiten wird sie wählen? „Die Contenance verlieren“ sei ihr nicht angeraten, die Situation einer hochgereizten Stimmung aber wird eventuell die Konfliktmuster und Zurechtweisungen der eigenen Kindheit aktualisieren. Ein nach ihrer Erfahrung schon scharfes Wort prallt vielleicht bei den Mediant_innen ab, verfehlt seine Wirkung und verschiebt so das Kräfteverhältnis im Raum.

Ebenso der große Bereich des Humors, der so wichtig sein kann in der Mediation.

» **Worüber können Menschen lachen? Wann finden sie etwas komisch, können sie sich selbst auf den Arm nehmen? Wie funktioniert der eingebrachte Humor?**

Über Herabsetzung und Schadenfreude, über Sprachspiele? Männer und Frauen lachen in der Regel über verschiedene Dinge, unterschiedliche Milieus ebenfalls.

Die Mediation kann nur in Gang kommen, wenn die Beteiligten einerseits an sprachlich Gewohntes anknüpfen können, andererseits aber auch mit Ungewohntem konfrontiert werden, das allerdings noch für sie erreichbar sein muss. Häufig arbeiten wir in der Mediation mit überraschenden Wendungen, auch mit Verweigerung des sprachlich Konventionellen, indem wir z.B. schweigen (siehe Artikel von Gerber in diesem Heft) oder aber negativ Formuliertes positiv konnotieren (siehe Artikel von Lack-Strecker in diesem Heft).

Mediationsgespräche sollen selbstverständlich den professionellen Rahmen bewußt bauen und wahren, aber sie gelingen oft auch durch Intuition, durch den kurzen Weg zwischen Reiz und Reaktion. In welchem Habitus geschieht dies, wie fremd oder nah müssen / sollten Mediator_innen und Mediant_innen sich dabei sein?

Sei ebenfalls angemerkt, wie schwer es sein kann, die eigene Neutralität und den „radikalen Respekt“ (Lack-Strecker) zu wahren, wenn einzelne Klient_innen uns sehr nahe sind in Wissensgebieten („Ich schreibe gerade ein Buch“, „Ich segele gern“), Konflikterfahrungen („Meine alte Mutter will das aber nicht“, „Lass den Kindern doch die Freiheit!“) oder ästhetischen und Geschmacks-Fragen, was sie uns näher rücken lässt – oder eben deutlich entfernt. Sowohl innere Kumpanei, als auch Überheblichkeit können da die Äquilibristik durcheinanderbringen, die gleichermaßen gegebene Aufmerksamkeit und Konzentration für alle Beteiligten!

Der Habitus scheint ein Tabu

Der Habitus ist in der Regel kein Thema in der Mediation, er ist vielmehr fast ein Tabu. Bitte sprechen Sie mich nicht auf meinen roten Pullover an oder meine teure Handtasche, auf mein ungekämmtes Haar oder meine nicht geputzten Schuhe, auf die Weise, die Hände zu heben, auf die Weise, den Kugelschreiber zu zücken, auf die Weise, in die rechte obere Ecke zu schauen, wenn ich nachdenke.

» **Sehr wohl aber kann der soziale Habitus zwischen den Klienten zum Thema werden, z.B. wenn soziale Unterschiede sich zur Belastung einer Beziehung entwickelt haben.**

„Es musste ja immer das Teuerste sein...“, „...wenn du immer die Ausgaben so akribisch aufgeschrieben hast...“, „dass du nie mal wirklich explodiert bist, ja, ja, das macht man bei euch nicht...“ Es gibt die Erfahrung, (siehe Artikel von Bartussek in diesem Heft) dass die ersten abschätzenden, ja sehr aktiven Sekunden, über Wohl und Wehe der gerade beginnenden Begegnung entscheiden, über Vertrauensaufbau oder Skepsis, zur Ruhe kommen oder in der Alarmklingel des Beginns verharren.

Das mag sein. Aber die Kommunikation in der Mediation ist vielfältig und durch lebendige Menschen getragen und birgt damit auch die Chance, Vertrauen und gemeinsames Arbeiten in Schritten aufzubauen.

Haben Mediator_innen sich wirklich mit sich selbst und den möglichen Klippen ihrer Sprache und ihres Habitus auseinandergesetzt, können sie vielleicht zu einer inneren Freiheit finden, die dann auch ihren Mediant_innen neue spannende Räume ohne Ängste zu eröffnen imstande ist.



Kontakt

Sabine Zurmühl, M.A., Germanistin, Journalistin, Autorin und Filmemacherin. Seit 1998 Mediatorin (BAFM). Bis 2013 Ausbilderin am Berliner Institut für Mediation, von 2000 bis 2012 Geschäftsführerin der Bundes-Arbeitsgemeinschaft für Familien-Mediation, tätig in eigener Praxis. Zahlreiche Publikationen.
www.sabine-zurmuehl.de
sabine.zurmuehl@gmx.de